

# Vom Leben in einem Sterbezentrum

**Zürcher Sterbehospiz** Die Bewohnenden kommen hierher, um zu gehen: Im Lighthouse im Kreis 4 werden Todkranke auf ihrer letzten Reise begleitet. Wie hält man das aus? Ein Besuch an einem Ort, wo der Tod Alltag ist.

**Sascha Britsko** (Text) und **Jonathan Labusch** (Fotos)

Wer auf der Terrasse sitzt, blickt direkt auf einen Spielplatz. Dort turnen kleine Kinder, die im Gebäude nebenan den Kindergarten besuchen. Nirgends ist der Kreislauf des Lebens sichtbar als hier, in einem Innenhof im Zürcher Kreis 4: Da unten fängt das Leben an, hier oben hört es auf.

Im Februar ist das Lighthouse, ein palliatives Zentrum, in dieses grosse moderne Gebäude eingezogen. Vorher war es in einer alten Villa in Hottingen. Die Zimmer hatten keine Duschen und der Lift war so eng, dass die Särge keinen Platz hatten. Bettlägerige mussten manchmal mit der Feuerwehrleiter transportiert werden. Es ist unter anderem Horst Ubrich zu verdanken, dass das heute anders ist. Er leitet das Lighthouse seit 2013. «Man wollte uns nicht so gerne als Nachbar haben», sagt Ubrich auf der Terrasse während er über die Haussuche nachdenkt. «Weil immer wieder ein Leichenwagen vorfahren muss, hatten Vermietter in der Umgebung Angst, dass sie nicht mehr so viel Miete verlangen könnten.»

Jahrelang hat Ubrich nach einem neuen Standort für sein Hospiz gesucht. Und weil er sein Leid sozusagen überall klagte, hörte es irgendwann der Chef der À-Porta-Stiftung. Diese plante gerade ein neues Gebäude im Kreis 4 und bot Ubrich an, einzuziehen. So bekam Ubrich ein Haus, welches – soweit möglich – nach seinen Wünschen designt wurde.

**Vierter Stock**  
**Doris Pfister, die Tagesleiterin**

Im vierten Stock des Lighthouse wartet Doris Pfister. Die 55-jährige arbeitet seit 8 Jahren im Lighthouse und hat heute die Tagesleitung in der Pflegeabteilung. Hier sei immer viel los, sagt Pfister, während ihr Telefon ununterbrochen klingelt. Gerade war sie bei einem Bewohner, der sich nur mit den Augen und der Hilfe eines Computers verständigen kann. Der Bewohner will jetzt aber für sich sein, seine Medikamente will er später einnehmen. Auch wenn diese Entscheidung dem Patienten nicht guttut, muss Pfister sie akzeptieren. «Er ist total da», sagt sie. «Ich darf nicht einfach über seinen Kopf hinweg entscheiden. Es geht hier um Respekt und Würde.»

Respekt. Würde. Autonomie. Das sind die obersten Gebote im Lighthouse. Und der Grund, wieso jährlich 60 bis 80 Menschen hierherkommen, um zu sterben. Die Entscheidung darüber, wie man geht, ist häufig das Letzte, was den Bewohnenden noch geblieben ist. Das sei gleichzeitig das Schwerste an diesem Job, sagt Pfister. «Das Aushalten.» Zu wissen, was das Beste für die Bewohner ist, und es doch nicht tun zu können – weil sie es nicht wollen. «Oft denke ich: Wie wäre ich in dieser Situation?»

Pfister, gelernte Drogistin, hat es bei ihrer Zweitausbildung zur Pflegefachfrau schon immer am besten bei den Sterbenden in der Palliativpflege gefallen. «Ich kann die Menschen auf ihrem letzten Weg begleiten, das ist sehr

wertvoll», sagt sie. Darum ist sie auch ins Lighthouse gekommen. Weil das so ist, trifft es sie immer wieder selbst, wenn jemand stirbt. «Es tut schon weh», sagt sie. «Wir sind ja auch nur Menschen. Bei einigen kommst du näher ran als bei anderen.»

An Beerdigungen geht sie selten. Um den Verlust zu verarbeiten, hat Pfister ihr eigenes Ritual entwickelt. «Ich finde es schön, wenn ich jemanden nach dem Tod einkleiden kann», sagt sie. «Das ist dann sozusagen mein Beitrag. Dieses Bild wird den Angehörigen am Schluss bleiben und für mich ist es ein schöner Abschluss.»

Das grösste Privileg sei aber, wenn sie dabei sein dürfe, wenn jemand gehe. Das komme immer

**«Wir sind auch nur Menschen. Bei einigen kommst du näher ran als bei anderen.»**

**Doris Pfister**  
Tagesleiterin

wieder vor, der Tod kommt hier selten ohne Vorankündigung. Die Bewohnenden fangen dann an, weniger zu essen, teilen sich weniger mit, haben Mühe, zu atmen. Die Augenhöhlen werden grösser, die Finger bläulich, die Lippen auch. Die Atmung wird unregelmässig, auf der Haut werden Marmorierungen sichtbar. «Einige gehen ganz ruhig, andere kämpfen», sagt Pfister. «Aber es ist jedes Mal ein spezieller Moment. Wenn du siehst, wie der letzte Atemzug entweicht. Wenn die Person geht und wir zurückbleiben.»

Doris Pfisters Telefon klingelt wieder. Der Patient ist jetzt bereit für seine Medikamente. Sie eilt davon.

**Vierter Stock**  
**Willy, Tumor in der Speiseröhre**

Ein paar Türen weiter befindet sich das Zimmer von Willy. Der 76-jährige Grafiker lebt seit gut zwei Monaten im Lighthouse, so genau weiss er das nicht mehr. Er hat soeben die Körperpflege beendet, die bei Willy oft den ganzen Morgen einnimmt.

Im Zimmer ist es dunkel, Willy liegt im Bett und trägt eine schmale Brille. Er redet langsam und leise, überlegt lange, bevor er antwortet.

Jeden Tag beginnt Willy mit demselben Ritual: Er flucht, wie schlecht er geschlafen hat. Danach die Körperhygiene und dann nicht mehr viel. «Das Essen ist scheisse», sagt Willy. Er hat einen Tumor in der Speiseröhre. Alles, was er zu sich nimmt, muss zuerst zu Brei püriert werden. «Das schöne Steak mit Knochen kannst du vergessen», sagt Willy. «Das ist einfach ein Fladen.» Und weil er zwei Jahre lang Long Covid hatte, schmecke er eh kaum etwas. Fast sein ganzes Le-

ben lang hat Willy selbstständig in der Werbebranche gearbeitet. Dann, mit 50 Jahren, stand er ohne Arbeit da. «Die Kundschaft ist mir weggestorben», sagt er mit leiser, rauer Stimme. «Und die Jungen wollten nicht mit den Alten zusammenarbeiten.»

Ob er sich hier, wo der Tod so nah ist, Gedanken über das Ende mache? Willy wird ganz still. «Möglichst nicht», antwortet er. «Ich will nicht den ganzen Tag grünnen.» Seine Augen füllen sich mit Tränen. «Hoppla», sagt er und trinkt einen Schluck Wasser.

Wie die meisten im Lighthouse musste sich Willy zwischen Exit und der Palliativpflege entscheiden. Sterbehilfe ist im Lighthouse nicht erlaubt. Die Palliativ-Richtlinien der Weltgesundheitsorganisation (WHO) seien für das Hospiz verbindlich, und darin werde gemäss Lighthouse ein beschleunigt herbeigeführter Tod nicht toleriert. «Ich weiss jetzt noch nicht, was besser gewesen wäre», fährt Willy fort. «Wenns mir schlecht geht, wünsche ich mir, es wäre Exit.» Doch seine Frau und die Verantwortlichen im Lighthouse hätten ihn am Schluss überzeugt. Es gibt nichts, was Willy denjenigen, die ihr Leben noch vor sich haben, raten würde, sagt er. Er sei nicht der Typ, der Ratschläge erteile. Und dann, kurz bevor wir ausbrechen wollen, fällt ihm doch etwas ein: «Schneller eine Entscheidung fällen als ich.»

Seine Augen füllen sich wieder mit Tränen.

**Erdgeschoss**  
**Robin, die Ritualverantwortliche**

Seit das Lighthouse Mitte Februar im Kreis 4 wiedereröffnet hat, sind hier 50 Menschen gestorben.

Weil der Tod zum Alltag gehört, haben die Angestellten Rituale entwickelt. Einige von ihnen stammen von der 25-jährigen Robin, sie arbeitet im Hospiz als Ritualverantwortliche. «Wir wollen uns für jeden, der geht, bewusst Zeit nehmen», sagt sie, als wir sie im Erinnerungsraum treffen. «Das ist schliesslich keine Fließbandarbeit.»

Nach dem Tod bleibt der Körper weitere zwei Tage im Zimmer. Die Mitarbeitenden versammeln sich, schmücken die Person mit Blumen und lassen ihr Lieblingslied laufen. «Wer möchte, kann Anekdoten und Erinnerungen erzählen», sagt Robin. Nach jedem Tod zünden sie eine Kerze an, die drei Tage lang brennt – egal, wie lange oder kurz jemand hier war. Und jeden Sonntag werden alle Räume mit Weihrauch oder Salbei ausgeräuchert. Robin und ihre Arbeitskollegen wechseln sich ab. Damit auch die Angehörigen sich würdig verabschieden können, finden drei-, bis viermal pro Jahr Apéros statt. Dabei können Angehörige aus einer Vielzahl von Ritualen auswählen: ein Erinnerungsbuch ausfüllen, ein Mosaiksteinchen auf der Dachterrasse aufkleben oder Federn die Limmat bachab treiben lassen, sind nur einige Beispiele, jeder und jrrr entscheidet selbst, womit er oder sie sich wohlfühlt. Zudem rufen Mitarbeitende von Zeit zu Zeit bei Angehörigen an



Seit dem 15. Februar befindet sich das Sterbehospiz im neuen modernen Gebäude im Zürcher Kreis 4. Seit der

und bieten Unterstützung. Es gibt solche, die seit eineinhalb Jahren begleitet werden. Sie sei ein ängstlicher Mensch, sagt Robin auf die Frage, wieso sie hier arbeite. «Und je mehr ich mich mit dem Tod auseinandersetze, desto weniger Angst habe ich davor.»

**Dritter Stock**  
**Frank, der Wanderer**

Frank hat keine Angst vor dem Tod. «Es macht mir Angst, dass mir noch mehr genommen wird als jetzt schon», sagt er, während wir in seinem Zimmer sitzen.

Frank war ein Wanderer, lief noch mit über 70 Jahren 20 Kilometer Strecken mit 1000 Höhenmetern Unterschied. Heute ist er 74 Jahre alt und schafft es knapp zu Fuss bis zum 750 Meter entfernten Bullingerplatz. Man sieht Frank nicht an, dass er bald sterben wird. Er ist munter, redet flüssig und ohne Zögern. Mit seinem Hawaii-Hemd wirkt er, als sei er gerade aus dem Urlaub zurückgekommen.

Doch der Tumor in Franks Lunge wächst und schränkt ihn immer weiter ein. Er hat starke Schmerzen, muss täglich 12 Stunden schlafen, um ein Mi-

nimum an Energie zu haben. «Mein Tag hat nicht mehr viele Stunden», sagt er. Im Sommer 2022 bekam er die Diagnose. Seither hat sich sein Zustand stetig verschlechtert. «Im März hat mein Arzt gesagt: (wenn Sie sich nicht behandeln lassen, erleben Sie Weihnachten nicht mehr.»

Frank will keine Behandlung. Stattdessen will er das Leben

**Das Lighthouse gibt es seit 35 Jahren**

Das Lighthouse ist ein palliatives Zentrum, das von der hauseigenen Stiftung finanziert wird. Der Kern der palliativen Pflege besteht darin, unheilbar kranken Menschen eine hohe Lebensqualität zu ermöglichen. Ursprünglich wurde es 1988 als Aids-Hospiz gegründet, aber die meisten Bewohnenden sterben mittlerweile an Krebs oder Folgeerkrankungen.

28 Personen kann das Lighthouse gleichzeitig beherbergen. Die meisten Bewohnenden sind zwischen 50 und 70 Jahre alt, durchschnittlich bleiben sie 29 Tage im Lighthouse. Eine Obergrenze gibt es aber nicht. Es gab auch solche, die Jahre hier waren. Zwischen 900 und 1080

noch genossen, bis er gehen muss. «Ich habe hier eine Lebensqualität gewonnen, die ich vorher nicht hatte», sagt Frank. Seit Wochen kämpft er mit starken Schmerzschüben. Mit der ärztlichen Betreuung, die rund um die Uhr da ist, kann er diese eindämmen. «Hier spüren sie dich», sagt Frank. Auch wenn seine Tage kurz sind, versucht Frank da möglichst

Wiedereröffnung sind hier 50 Menschen verstorben.

viel rauszuholen. Er steht auf, isst Frühstück, zieht sich an und läuft los. «So viel ich noch kann.» Manchmal schaffe er es bis zum Bullingerplatz, manchmal in den Park. Dort läuft er dann 15 Minuten lang barfuss auf dem Gras.

Frank arbeitete sein Leben lang als Psychotherapeut. Doch seine wahre Leidenschaft sei malen und Gedichte schreiben, sagt er. Er steht auf, holt ein Notizbuch hervor, und fängt an, vorzulesen.

*Wenn ich dereinst nicht mehr bin, dann such mich nicht auf einem Friedhof, dort werde ich nicht sein, sondern steigt hoch zur Punta Manara, setzt euch auf den äussersten Fels, für eine oder zwei Stunden. Da bin ich und war da schon immer. Die Weite des Meeres, horcht auf den Wind, verliert euch im Kreisen der Möwen. Und ihr werdet aufhören, mich zu Stunden, denn dort sind wir eins. Und da ist Frieden.*

Seine Augen füllen sich mit Tränen. «Es ist nicht so einfach für mich», sagt er, nachdem er sich wieder gefasst hat. «Ich bin jedes Jahr zu diesem Berg in Sestri Levante in Italien. Und das kann ich jetzt nicht mehr.» Um diesen

Schmerz zu verarbeiten, schreibt Frank Gedichte und publiziert sie auf seinem Blog. Jeden Dienstag kommt die Musiktherapeutin vorbei, Frank liest vor, sie spielt Harfe und nimmt den Sprechgesang auf. «Ich habe gemerkt, dass es schwierig ist, mit anderen Menschen über den Tod zu sprechen», sagt Frank. «Wer will das schon.» Also habe er angefangen, mit sich selbst zu reden. «Ich war mir nie untreu als Gesprächspartner. Und ich bin nicht unintelligent.»

Frank steht auf. Jetzt müsse er aber gehen, sagt er, er wolle raus, sich in ein Café setzen und etwas zeichnen.

**Terrasse**  
**Horst Ubrich, Leiter des Lighthouse**

Zurück auf die Terrasse zu Horst Ubrich. Er redet nicht über seine Arbeit, wenn er nach Hause kommt. Das helfe ihm, Abstand zu gewinnen. Was auch hilft: Er setzt sich in seinen Oldtimer und fährt in der Gegend herum.

2013 wurde Ubrich Leiter des Lighthouse. «Ich bin diplomierter Hypochonder, ich dachte nie, das ich das machen würde», sagt er. Ubrich ist gelernter Krankenpfleger, doch damals sanierte er



Robin arbeitet im Lighthouse, weil sie Angst vor dem Tod hat.



Frank sagt er wolle das Leben noch geniessen, bevor er gehen muss.



Horst Ubrich wurde 2013 Leiter des Lighthouse.

**«Ich habe hier eine Lebensqualität gewonnen, die ich vorher nicht hatte.»**

**Frank**  
Bewohner des Lighthouse

Gesundheitsbetriebe, denen es nicht gut ging. Vielleicht wurde er darum angefragt: In jenem Jahr stand die Revision des Krankenversicherungsgesetzes vor der Tür, das Lighthouse verlor seinen kantonalen Auftrag und damit jährlich 700'000 Franken. «Da stellte sich die Frage, ob wir als Lighthouse weitermachen können», erinnert sich Ubrich. Als Stiftung seien sie nicht verpflichtet, ein Hospiz zu haben, «wir könnten auch einfach die Palliativpflege unterstützen».

Durch ein paar Veränderungen hat es dann doch gereicht: Ubrich passte die rechtlichen Strukturen an (mit Unterstützung vom Verwaltungs- und Stiftungsrat) und

übernahm für ein paar Jahre die Betreuung von 8 von 12 Palliativbetten für das Universitätsspital Zürich. Das Lighthouse ist für die Bewohnenden die letzte Station auf ihrer Reise. Darum versuchen Ubrich und sein Team nach Möglichkeit, jeden letzten Wunsch zu erfüllen. «Wir hatten gerade einen Bewohner, der jeden Tag einen Liter Rosé getrunken hat», erinnert sich Ubrich. Drogen seien nicht erlaubt, nur zugelassene Medikamente. «Aber wir haben schon einen Helikopterflug organisiert, weil jemand auf eine Alp wollte, um ein Schwingfest zu sehen», sagt Ubrich. Jemand anders flog nach Thailand, um seine Familie zu besuchen.

Wie hat ihn die Arbeit hier verändert? Ubrich lächelt. Einmal habe die Tochter eines Freundes ihn gefragt, ob er durch seine Arbeit gelernt hätte, besser zu sterben. «Das glaube ich nicht. Aber ich lebe anders.»

Zum Beispiel habe er sich den Oldtimer zugelegt, es ist sein Traumauto. «Ich habe 20 Jahre lang daran herumstudiert, ob ich es kaufen soll. Und jetzt habe ich es einfach getan. Weil ich ja auch nicht weiss, wie lange es noch geht.»

## Gleich zwei Israel-Demos

**Krieg in Nahost** In Zürich wird heute Abend an zwei Orten demonstriert. Dass dies gleichzeitig passiert, ist jedoch ein Zufall.

Heute um 18 Uhr wird auf dem Münsterhof in Zürich zur Solidaritätskundgebung «Never again is now» («Nie wieder ist jetzt») aufgerufen.

Auf dem wenige Gehminuten entfernten Bürkliplatz findet ebenfalls ab 18 Uhr die «Kundgebung für einen gerechten Frieden in Israel/Palästina» statt. Beide Veranstaltungen sind von der Polizei bewilligt und dürften viele Menschen mobilisieren. Ihre Anliegen tönen auf den ersten Blick ähnlich, sie verfolgen aber unterschiedliche Ziele.

**An Bushaltestelle angespuckt**

Die «Never again is now»-Kundgebung geht auf die Initiative von vier jüdischen Privatpersonen aus Zürich zurück. Sie wollen auf den Antisemitismus in der Schweiz aufmerksam machen, der seit der Gewalteskalation in Israel und im Gazastreifen massiv zugenommen habe, wie das Organisationskomitee mitteilt. Es gebe Berichte von älteren Frauen, die an der Bushaltestelle angespuckt worden seien, nur weil sie eine Halskette mit Davidstern-Anhänger getragen hätten.

Das Motto der Kundgebung ist ein Verweis auf die Nazi-Kriegsverbrechen und den Holocaust. «Seit zwei Generationen wird uns gesagt, dass es so etwas nie mehr geben darf und geben wird. Doch jetzt fühlt sich die jüdische Bevölkerung wieder bedroht – auch in der Schweiz», sagt das Organisationskomitee. «Never again is now» sei deshalb eine Solidaritätsbekundung für die jüdischen Menschen in der Schweiz, in Europa und weltweit sowie in Gedenken an die Opfer der Massaker in Israel. Die Demonstration sei jedoch keine zur politischen Situation in Israel.

Auf der Bühne steht unter anderem SP-Ständerat Daniel Jostitsch, dessen Schwester im Organisationskomitee ist. Ausserdem werden SVP-Nationalrat Alfred Heer, Zürcher FDP-Stadtrat Filippo Leutenegger und FDP-Kantonsrätin Sonja Rueff sprechen.

Dass die andere grosse Kundgebung zum gleichen Zeitpunkt stattfindet, ist jedoch Zufall.

Federführend bei der Friedensdemo auf dem Bürkliplatz sind die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) und die «jüdische Stimme für Demokratie und Gerechtigkeit in Israel/Palästina» (JVJP). Sie wollten die

Kundgebung eigentlich bereits am 19. Oktober abhalten. Doch damals galt in Zürich ein Verbot für Demonstrationen im Zusammenhang mit der Lage in Israel und Palästina.

Die Organisatoren rufen mit konkreten politischen Forderungen zur Kundgebung auf. Dazu gehören ein sofortiger Waffenstillstand auf beiden Seiten, die Freilassung der Geiseln der Hamas und die Einstellung aller Waffenexporte in die gesamte Region. Im Aufruf werden sowohl die Angriffe der Hamas auf die israelische Zivilbevölkerung als auch Israels Angriffe auf die Zivilbevölkerung im Gazastreifen verurteilt.

An der Friedenskundgebung ist eine Schweigeminute geplant, ausserdem werden zwei Reden verlesen: je von einer palästinensischen und einer israelischen Stimme aus der Schweiz.

**Nur Peace-Flaggen erlaubt**

Die Kundgebung wird von verschiedenen Gruppierungen und Nichtregierungsorganisationen getragen, darunter Amnesty International Schweiz. Jegliche Form von Hasspropaganda, Islamfeindlichkeit oder Antisemitismus werde nicht geduldet, sagt eine GSoA-Sprecherin. Um das Anliegen zu unterstreichen, werden ausser Peace-Fahnen keine Flaggen geduldet, auch eigene Plakate sind nicht erlaubt. Teilnehmende sollen stattdessen eine Kerze mitnehmen.

Laut dem jüdischen Wochenmagazin «Tachles» steht die Friedenskundgebung in der Kritik von jüdischer Seite. Im Aufruf zur Kundgebung heisst es, Israel habe die jahrelange Gewalt- und Eskalationsspirale mit seiner Siedlungspolitik und der «systematischen Unterdrückung» der palästinensischen Bevölkerung vorangetrieben.

Angesprochen auf diese Kritik, sagt die GSoA-Sprecherin: «Weltweit gibt es jüdische Menschen, die sich von der israelischen Kollektivstrafe absetzen.» An der Organisation der Zürcher Kundgebung seien viele Menschen aus der jüdischen Community beteiligt, etwa von der JVJP. Die Kundgebung sei nicht einseitig orientiert. Sie fordere von allen Seiten, «die Zivilbevölkerung zu schützen und das humanitäre Völkerrecht einzuhalten».

**Jigme Garne**

## 60 Millionen zusätzlich: Zürcher Stadtrat rechnet 2024 mit höherem Defizit

**Budget** Der Zürcher Stadtrat hat zum Budget 2024 Nachträge von 59,6 Millionen Franken beschlossen. Damit erhöht sich das budgetierte Defizit auf 215,8 Millionen Franken. Ursprünglich rechnete die Stadt mit einem Minus von rund 175 Millionen Franken.

In der Erfolgsrechnung wirkt sich vor allem die Auszahlung der Energiekostenzulage für einkommensschwache Personen aus. Dafür werden 19 Millionen Franken beantragt, wie der Stadtrat gestern im sogenannten Novemberbrief mitteilte. Bei den Beiträgen an die Asyl-Organisation Zürich wird mit Mehrkosten von 4,9 Mil-

lionen Franken gerechnet. Für die Umsetzung des Programms «Stadtgrünung» beantragt Grün Stadt Zürich 3,3 Millionen Franken. Bei Organisation und Informatik gibt es einen Mehrbedarf von 3 Millionen Franken wegen höherer Preise.

Zusätzliche Investitionsausgaben in Höhe von insgesamt 9,4 Millionen sind bei den Eigenwirtschaftsbetrieben von Ent-sorgung + Recycling Zürich (ERZ) vorgesehen, beispielsweise für das Entwässerungsnetz und für die dritte Verbrennungsanlage Hagenholz. (*top/SDA*)